Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 40: Literatur-Nummer

Artikel: Denn eben, wo Begriffe fehlen
Autor: Torberg, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-622673

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Friedrich Torberg

Denn eben, wo Begriffe fehlen

Ueber den Wertverlust der Worte

Mephistopheles hat etwas anderes gemeint, als er der Forderung des Schülers: «Doch ein Begriff muss bei dem Worte sein!» mit jenem trostreichen Zitat begegnete. Das Wort stellt sich zur rechten Zeit ein, um das Fehlen des Begriffs zu verschleiern, um Inhalt und Gedankentiefe zu prätendieren, wo nichts dergleichen vorliegt. Im Grunde richtet sich das teuflische Plädoyer, das den wissbegierigen Schüler abspeisen soll, gegen die demagogische Schaumschlägerei der Politiker, gegen das unverständliche Brimborium der Philosophen: «Mit Worten lässt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten», verdeutlicht Mephistopheles sogleich. Er meint die Aufhebung der Interrelation zwischen Wort und Begriff, die Verselbständigung des Wortes zu bestimmten und möglichst unlauteren Zwecken. Er zielt auf einen – wenngleich hämisch pervertierten – Denkprozess ab. «Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hörte, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen», sagt er ein wenig später in der Hexenküche. Auf jeden Fall musste damals noch gedacht werden.

Nicht so heute. Das Unglück mit den Worten, die sich heute zur rechten Zeit einstellen, liegt nicht im Fehlen des dazugehörigen Begriffs, sondern in dessen Sinnentleerung, in der von Phrasen und Klischees ruinierten Vorstellungskraft der Wortproduzenten und ihrer Kundschaft. Dieser nachgerade organische Defekt, in schönem Gleichmass auf beide Gruppen verteilt, tritt selbst dort zutage, wo Sinn und Wort in Beziehung zueinander gebracht werden. Wenn es von einer infolge Regens abgesagten Freilichtveranstaltung heisst – und weiss Gott, das heisst es –, sie sei «im wahrsten Sinne des Wortes ins Wasser gefallen», merkt niemand mehr, weder der Schreiber noch der Leser, dass die Veranstaltung nicht ins Wasser gefallen ist, sondern das Wasser auf sie, und dass es mangels Steigerungsfähigkeit der Wahrheit keinen wahrsten Sinn eines Wortes gibt, sondern allenfalls einen wahren, den man allerdings besser als «ursprünglichen» bezeichnen würde, schon um jegliches Forschen nach einem unwahren Sinn hintanzuhalten.

Vom freien Fuss und vom Laufen

In einer niederösterreichischen Provinzstadt wurde vor kurzem der Spenglermeister Josef Gschweidl (Name von der Redaktion geändert) wegen Misshandlung seiner Ehefrau verhaftet. Nachbarn hatten ihn angezeigt und ihn unter anderem beschuldigt, der bereits zu Boden geschlagenen Frau mehrere Fusstritte versetzt zu haben. Es erwies sich jedoch, dass diese Angaben stark übertrieben waren und dass seine Verfehlungen für einen Haftbefehl nicht ausreichten. «Josef Gschweidl», so formulierte es die diesbezügliche Zeitungsmeldung, «befindet sich wieder auf freiem Fuss.» Von dem er jetzt wieder Gebrauch machen kann.

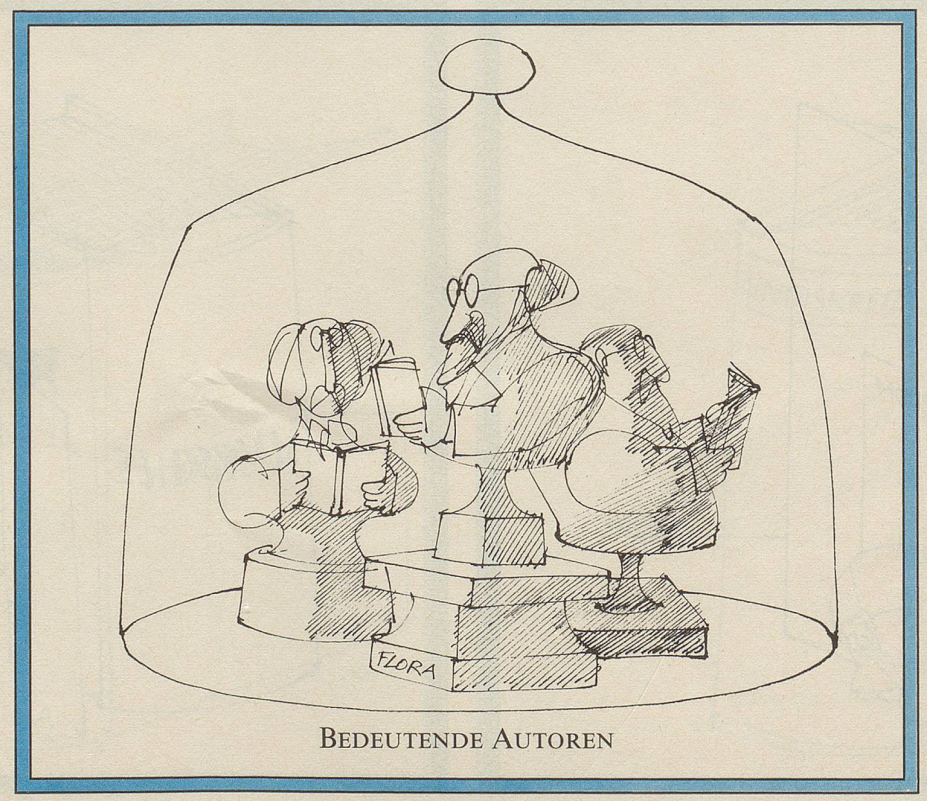
Wenn sich einer anderen Formulierung zufolge die Nachricht von dem in einer Fabrik ausgebrochenen Grossbrand «wie ein Lauffeuer» verbreitet hat, so ist daraus natürlich nicht auf eine Ausdehnung des Brandes zu schliessen, sondern auf die Sprachstumpfheit des Formulierers, dem gar nicht bewusst wird, dass ein Lauffeuer etwas mit Brennen zu tun hat. Und wir haben sogar Kenntnis von einer Läuferin, von einer ganz vortrefflichen noch dazu, die mit ihrer eigenen Tätigkeit keine Vorstellung verbindet. Folgende Meldung (im Wortlaut wiedergegeben) ging erst jüngst durch die bundesdeutsche Presse:
Annegret Richter, 27, in Montreal 1976 Olympiasiegerin über 100 Meter, denkt nach ihrem überraschenden Entschluss, doch noch weiter zu laufen, jetzt sogar an die Olympischen Spiele in Moskau. «Wenn alles gut läuft, kann ich noch 1980 dabeisein», sagt sie.

Gerade dann nicht. Gerade wenn alles gut läuft, wird es mit grösster Wahrscheinlichkeit einige geben, die noch besser laufen als Annegret Richter, und dann kann sie ihre Hoffnungen begraben.

Wie durch ein Wunder

Dieses «wie» ist ja überhaupt ein ärgerliches Partikelchen und zumal in der Lyrik oder in lyrisch verzückter Prosa ein zuverlässiger Beweis von Dilettantismus. Der Liebende, der uns mitteilt, er sei vom Anblick der Geliebten «wie verzaubert», setzt sich eben dadurch dem dringenden Verdacht aus, dass er keiner Verzauberung anheimgefallen ist, weil ihm der Mut dazu fehlt. Er hat Angst. Vielleicht lähmt sie ihn sogar. In diesem Fall wäre er voraussichtlich «wie gelähmt», weil es auch zur Lähmung bei ihm nicht reicht. Er hält sie für die medizinische Diagnose eines physischen Zustands statt für die gleichnishafte eines psychischen; und erschlägt das Gleichnis, indem er es durch das «wie» ausdrücklich als solches deklariert.

Am ärgerlichsten wird die Sache mit dem «wie», wenn ein drei Jahre altes Kleinkind aufs Fensterbrett steigt, das Gleichgewicht verliert, in die Tiefe stürzt



Bedeutende Autoren

und «wie durch ein Wunder» unverletzt bleibt. Wieso «wie»? Entweder glaubt der Berichterstatter an Wunder, dann ist das Kind durch ein Wunder gerettet worden, Punkt. Oder er hält es für unzulässig, an Wunder zu glauben, dann darf er auch keine Anleihen bei ihnen machen.

Übrigens sei ihm bei dieser Gelegenheit empfohlen, seinen Sprachhumor zu zügeln und einer hoffnungsvollen Schauspielelevin, die soeben ihre erste Hauptrolle bekommen hat, nicht etwa nachzurühmen, sie sei neunzehn Jahre «jung». Altersangaben haben weder Jugend noch Greisenhaftigkeit anzudeuten und dienen keinem Wert- oder Geschmacksurteil, sondern der nüchternen Feststellung eines amtlich kontrollierbaren Tatbestands. Wäre dem anders, wäre «alt» in diesem Kontext das Gegenteil von «jung», dann hätte das eingangs wie durch ein Wunder gerettete Kleinkind weit eher einen entsprechenden Hinweis verdient als die mit einer Hauptrolle bedachte Schauspielerin. Indessen würde ganz gewiss niemand, nicht einmal der keineswegs fiktive Berichterstatter, von jenem Kinde sagen wollen, es sei drei Jahre jung. Auch in der Beschreibung eines polizeilich Gesuchten kann ja die Angabe, er sei 1,56 Meter gross, nicht dahingehend modifiziert werden, dass er 1,56 Meter klein sei.

Hermetisch geröntgt

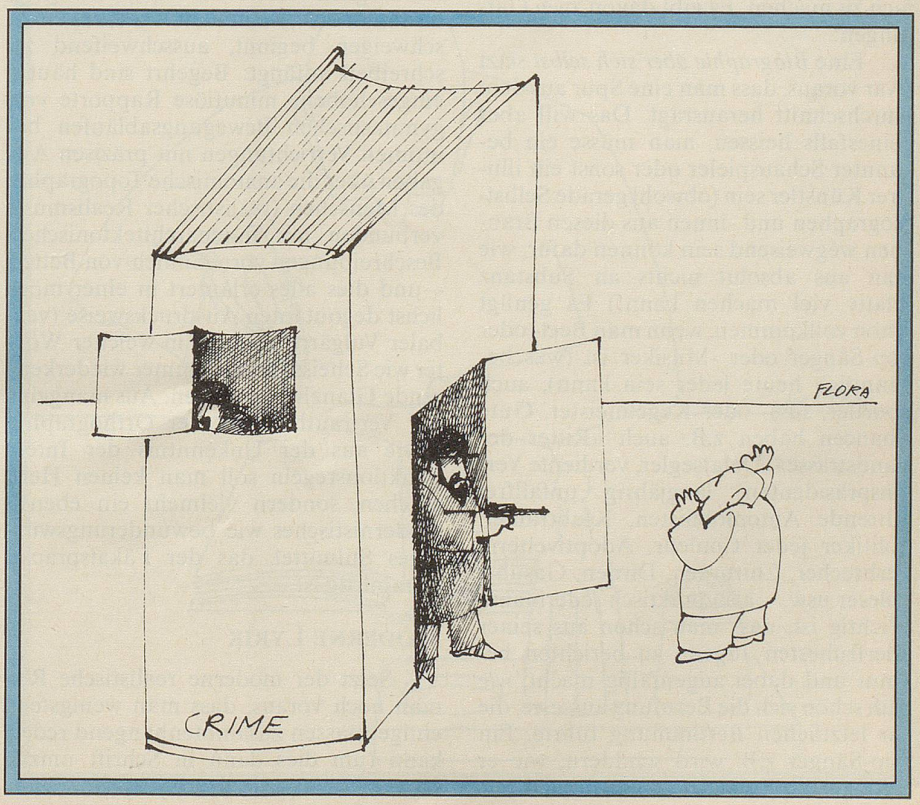
Die Primitivität solcher Schnörkel steht in engem Zusammenhang mit einem primitiven Bildungsmangel, der sich an vermeintlichen Bildungsmerkmalen hochzuranken versucht. Der geniale Dramatiker Ödön von Horváth hat dieses Möchtegern-Niveau mit unheimlicher Meisterschaft dialogisch getroffen und entlarvt. Einen Irrtum begangen zu haben, ist seinen Figuren zu wenig – es muss ein «krasser» Irrtum sein; und wenn sie zu einer einmal gefassten Meinung stehen, dann immer «voll und ganz», anders tun sie's nicht.

Das Bestreben, Abgedroschenes durch eine anspruchsvolle Verpackung aufzuwerten, wirkt sich besonders verheerend bei Fremdwörtern aus, die ja überhaupt – man weiss es – Glückssache sind. Dass der Schauplatz eines Banküberfalls von der Polizei abgesperrt wird, genügt nicht. Er wird unter allen Umständen «hermetisch» abgesperrt, und manchmal muss dieses vornehme Fremdwort auch für einen Flughafen herhalten. Bekanntlich – oder genauer: nicht bekanntlich – heisst «hermetisch» soviel wie «luftdicht». Seien wir froh, dass die luftdichte Absperrung eines Flughafens sich bisher nur auf dem Papier vollzogen hat.

Anderseits treibt auch die von einer missverstandenen Deutschtümelei geschürte Abneigung gegen Fremdwörter oder fremdwortartige Endungen sonderbare Blüten und macht nicht einmal vor Eigennamen halt. Der Physiker Wilhelm Conrad Röntgen weiss davon ein bitteres Lied zu singen. In der Schweiz, deren Bevölkerung sich dank ihrer Mehrsprachigkeit ein gewisses Gefühl für linguistische Formen und Manieren bewahrt hat, werden die Autos – im Hinblick auf den französischen Ursprung des Wortes – «parkiert». Bei uns werden sie «geparkt», was in weiterer Folge zur Groteske des «Autoparks» führt, eines Parks ohne die mindeste Spur von Grün und Ozon. Nun, das alles mag noch hingehen. Aber wie kommt der Entdekker der Röntgenstrahlen dazu, dass man seinen Namen, nur um ja nicht «röntgenisieren» sagen zu müssen, als Verbum behandelt und dass, wer sich von seinen Strahlen behandeln lässt, «geröntgt» wird – ein Wortmonstrum, das schon infolge zungenbrecherischer Unaussprechbarkeit abgeschafft werden müsste; oder man müsste jedem, der es verwendet, nahelegen, sich statt röntgen lieber galvanen zu lassen.

Trauen Sie, schauen Sie, wem

Denn über kurz oder lang wird der heutige Mensch von Sprichwörtern nicht mehr geduzt werden wollen, und zwar deshalb nicht, weil er keine Beziehung zu ihnen hat, weil er von ihrer Bildkraft und ihrer Herkunft nichts mehr weiss. Wie sollte er auch. Da er den Schuster nur noch aus Erzählungen seines Grossvaters kennt und den Begriff des Leistens nur im Zusammenhang mit Leistungsdruck, weiss er mit dem an den Schuster gerichteten Ratschlag, bei seinem Leisten zu bleiben, nichts anzufangen, und was es bedeuten soll, dass neue Besen gut kehren, wird man ihm bestenfalls gelegentlich der Anschaffung eines neuen Staubsaugers erklären können, welcher gut saugt. Ihn sticht kein Hafer, ihm sondert sich keine Spreu vom Weizen, ihm gilt es mangels dörflichen Lebens völlig gleich, ob sich's um böhmische, spanische oder potemkinsche Dörfer handelt. Und nur wenn er sich einmal wie durch ein Wunder auf einem hermetisch abgesperrten Flughafen davon überzeugen kann, dass im wahrsten Sinne des Wortes ein roter Teppich gerollt wird, weht ihn von fernher noch ein Hauch vermodernder Sprachsubstanz an.

Ludwig Feuerbach:

«Es geht den Büchern
wie den Jungfrauen.
Gerade die Besten
und Würdigsten bleiben
oft am längsten sitzen.
Aber mitunter kommt
dann endlich doch einer,
der sie erkennt und
aus dem Dunkel der
Verborgenheit ans Licht
eines schönen Wirkungskreises hervorzieht.»